

Aus:

UTE LUISE FISCHER

Anerkennung, Integration und Geschlecht

Zur Sinnstiftung des modernen Subjekts

Juni 2009, 340 Seiten, kart., 29,80 €, ISBN 978-3-8376-1207-3

Gesellschaftliche Krisenlagen – etwa des Arbeitsmarktes oder der Familie – werden in diesem Buch als Sinnkrisen interpretiert. In Biografien von Männern und Frauen spürt die Untersuchung den sinnstiftenden Momenten der persönlichen Lebensführung nach. Die hier verfolgte subjekttheoretische Wendung der Geschlechterdifferenzforschung zeigt geschlechtsspezifische biografische Widersprüche vor allem als Effekt der Anerkennungsordnung. Mit ihrem Ausblick auf eine »Kultur der Bewährung« wirft die Autorin ein neues Licht auf das aktuelle und brisante Thema der Integration.

Ute Luise Fischer (PD Dr. rer. pol.) ist Privatdozentin an der Technischen Universität Dortmund. Derzeit vertritt sie eine Professur für qualitative Methoden an der LMU München.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/ts1207/ts1207.php

INHALT

Dank	7
I. Einführung	9
II. Sinnstiftung des modernen Subjekts in seiner Geschlechtlichkeit	23
1. Subjekt und Sinn – Strukturmodell der Lebenspraxis und der Bewährungsdynamik	23
2. Moderner Mythos und die Konstitution der Bewährung in der modernen Gesellschaft	33
3. Geschlecht und Bewährung	51
3.1 Strukturelle Verankerung der Geschlechterdifferenz in Bezug auf die Sinnstiftung	51
3.2 Geschlechterdifferenzen in der modernen Lebensführung	67
4. Untersuchungskonzept und methodische Anlage	74
III. Zwei Zentralfälle	83
1. Scheitern und Werden: Bettina Grebe	84
1.1 Analyse der biografischen Daten	85
1.2 Interviewanalyse	91
1.3 Resümee zur Fallstruktur: Bewährung und Anerkennungsordnung	116
2. Zaghafter Aktionismus: Frank Blöker-Olbert	125
2.1 Analyse der biografischen Daten	125
2.2 Interviewanalyse	130
2.3 Resümee zur Bewährung im Fallvergleich	166
IV. Frauen und Männer in den Feldern der Bewährung	169
1. Bewährungsdynamik in weiteren weiblichen Biografien	170
1.1 Heimkehr: Sigrun Ziller	170
1.2 Balance: Anette Spenzel	195
1.3 Geschlechterbezogenes Resümee im Fallvergleich	218

2. Bewährungsdynamik in weiteren männlichen Biografien	220
2.1 „Nicht nur Leben aus Beruf“: Christoph Schulz	220
2.2 Entschieden kinderlos: Umberto von Quant	245
2.3 Geschlechterbezogenes Resümee im Fallvergleich	266
V. Schluss – Sinnstiftung und Geschlecht	269
1. Ergebnislinien der biografischen Bewährung in der Geschlechterperspektive	275
1.1 Radikalisierung der Bewährungsdynamik	275
1.2 Berufliche Bewährung: Vielfalt der Leistungsethik	281
1.3 Familiäre Bewährung: Fürsorge im Schatten der Leistungsethik	284
1.4 Gemeinwohlbezogene Bewährung: Voraussetzungsvolle kollektive Bindung	290
2. Bewährungsdynamik und Geschlecht	293
2.1 Zur Ontogenese des Habitus: Geschlechterdifferenzen verlieren an Eindeutigkeit und Relevanz	296
2.2 Geschlechtsspezifische Bewährungsmymen zwischen Sachhaltigkeit und Bedeutungsaufladung	302
2.3 Fazit: Konstitution und Konstruktion der Geschlechterdifferenzierung	308
3. Bewährungsdynamik und Geschlechterverhältnis in der gegenwärtigen Krisenkonstellation	310
4. Ausblick	317
Literatur	321
Transkriptionszeichen	336

DANK

Dieses Buch ist die leicht überarbeitete Fassung meiner Habilitationsschrift, die ich 2008 an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Technischen Universität Dortmund eingereicht habe. Angestoßen wurde die hier behandelte Fragestellung von einem Fundstück. Dabei handelte es sich um einen konzeptionellen Text zum Inhalt unserer Lehre und Forschung innerhalb der betriebs- und volkswirtschaftlichen sowie soziologischen Diplomstudiengänge aus dem Jahre 2000. Darin war von der Entwicklungsdynamik und Krise der so genannten Arbeitsgesellschaft die Rede als verbindende Problemstellung. Es wurde der Bogen geschlagen zu Fragen einer sinnerfüllten Lebensführung, die unter Geschlechterperspektive noch zu durchdenken sei. An der Schnittstelle meiner bisherigen Forschungsinteressen – der Frauenarbeitsforschung, der ökonomischen und soziologischen Krisentheorien, der Fragen nach dem Werden und Sein der Geschlechtlichkeit der Praxis sowie der Verfasstheit des Geschlechterverhältnisses – traf das Konzeptionspapier auf meine Neugierde. Ein entsprechender Projektantrag wurde von der Deutschen Forschungsgemeinschaft bewilligt und ermöglichte mir die Verwirklichung der Forschungsidee. Der DFG gebührt daher mein Dank für die freundliche Unterstützung. Das gilt auch für ihren Zuschuss zur Drucklegung dieser Studie. Für einen weiteren Druckkostenzuschuss danke ich der TU Dortmund.

Die Einbindung am (ehemaligen) Lehrstuhl für Arbeitssoziologie von Hartmut Neuendorff machte auch in anderer Hinsicht aus dem Fund ein Forschungsthema. Die intensiven Materialanalysen in der Forschungstradition der objektiven Hermeneutik mit ihm und den Kollegen Stefan Heckel, Sascha Liebermann und Thomas Loer wurden für mich zur Quelle neuer Erkenntnismöglichkeiten. Ihnen sei an dieser Stelle ge-

dankt für geduldiges Erörtern und gemeinsame Analysen meiner Interviews. Ferner sei den Studierenden meiner Lehrveranstaltungen gedankt, die mich beharrlich dazu veranlassten, Argumente zuzuspitzen, die sich engagiert mit den Themen des Projektes auseinandersetzten und wichtige Diskussionspartner für die Interviewanalysen waren. Nicht zuletzt bin ich ein weiteres Mal Hartmut Neuendorff zu Dank verpflichtet, der ebenso wie Michael Meuser und Bettina Dausien diese Arbeit begutachtete.

I. EINFÜHRUNG

„Ist das Leben gut gewesen, so ist es Müh und Arbeit gewesen...“

Dieser christlicher Sinnspruch¹, das habe sie schon immer gesagt, sei doch eher ein Grabspruch für ein Pferd als eine Lebensmaxime, die eines Menschen würdig ist. Zu dieser Einschätzung kommt die Gleichstellungsbeauftragte eines Landkreises im Erzgebirge.² Frau Jahn formuliert hier prägnant eine Kritik an der Zentralität der Arbeit für die Anerkennung eines gelungenen Lebens. Als ehemalige Bürgerin der DDR – die sich in der eigenen Verfassung als „Arbeiter- und Bauernstaat“ auswies – markiert sie damit auch ihre Distanz zu einer gesellschaftlichen Ordnung, die nicht den Bürger als Souverän anerkannte, sondern sich als eine Gemeinschaft der Werktätigen definierte – als ‚Arbeitsgesellschaft‘.

Auch im anderen Teil Deutschlands sowie in der gegenwärtigen Diskussion ist der Topos der ‚Arbeitsgesellschaft‘ virulent. In ihrer Thematisierung kommt die Sorge um die Erosion einer institutionellen und sozialpolitischen Ordnung zum Ausdruck, deren tragende Überzeugungen und Regulierungen auf der Leistungsethik fußen. Sowohl die Fragen des sozialen Ausgleichs als auch die Wertschätzung des Einzelnen beruhen auf dem Grundsatz einer Existenzsicherung durch eigene Arbeitsleistung. Der Berufserfolg gilt als Merkmal eines anerkannt-werten Lebens. Insofern ist die Auseinandersetzung mit der ‚Zukunft der

1 In der älteren Lutherübersetzung der Bibel, Psalm 90, Vers 10.

2 Die Aussage trifft sie in einem Interview von 1994 aus meiner früheren Studie über die Transformationsfolgen für die Frauenerwerbsarbeit nach der deutschen Wiedervereinigung (Fischer 2001). Der Name ist wie alle Namen in dieser Arbeit anonymisiert.

Arbeit‘ verbunden mit einer Selbstverständigung der Gemeinschaft als Ganzer. Es geht hier auf gesellschaftlicher Ebene um nichts Geringeres als um die Anerkennungsordnung. Sie ist dem Einzelnen nicht nur wegweisend für die Frage, welche Beiträge Anerkennung durch die Gemeinschaft finden, sondern auch wer wodurch in was integriert ist. Für den Einzelnen stehen mögliche, wertgeschätzte Antworten auf die Frage nach dem Sinn seines Lebens zur Debatte, denn der Sinngehalt seiner Entscheidungen steht im Zusammenhang mit der normativen Ordnung.

In diesem Komplex der Anerkennung und Integration ist sogleich das Geschlechterverhältnis thematisch. Denn mit den – historisch veränderlichen – Formen geschlechtsspezifischer Verteilungen gesellschaftlich notwendiger Aufgaben, wie denen in der Familie, im Beruf und auf das Gemeinwohl bezogen, sind nicht nur Tätigkeitsdifferenzen verbunden, sondern auch Unterschiede ihrer Wertschätzung. In der Frauen- und Geschlechterforschung war diese Diskrepanz seit ihren Anfängen ein zentraler Gegenstand. Im Spannungsverhältnis von Gleichheit und Differenz standen sich in diesem Zusammenhang zwei feministische Haltungen gegenüber: die Forderung nach Anerkennung der – aus welchen Gründen auch immer – nach Geschlechtern getrennten Tätigkeitsbereiche auf der einen Seite (Gleichwertigkeit in Differenz); und die Forderung nach einer Verallgemeinerung der Tätigkeitsfelder jenseits der Geschlechterdifferenzen auf der anderen Seite (Gleichwertigkeit in Gleichheit). Letztlich geht es beim Anspruch auf Gleichberechtigung, Emanzipation oder Gleichstellung nicht allgemein um die Integration in bedeutende gesellschaftliche Bereiche, sondern um eine Integration in genau solche Tätigkeitsfelder, die wertgeschätzt werden. Im Selbstverständnis einer ‚Arbeitsgesellschaft‘ ist dies die Integration in den Beruf. Doch wenn Mann und Frau das gleiche tun, bedeutet es nicht dasselbe: Die Teilhabe an zentralen Feldern führt nicht zwangsläufig zur Wertschätzung, da die Anerkennungsordnung nach Geschlechtern differenziert, wie die Ergebnisse der vorgelegten Studie verdeutlichen. Insofern ist mit der zunehmenden Teilhabe von Frauen an qualifizierter beruflicher Tätigkeit nicht auch eine Gleichwertigkeit der Anerkennung verbunden.

Verstehen lässt sich dieses Phänomen nur, wenn die wechselseitige Abhängigkeit der gesellschaftlichen Felder vor dem Hintergrund der je konkreten Anerkennungsordnung betrachtet wird. Genau dies ist das Anliegen dieser Studie: Ausgangspunkt ist die These, dass bewährte Antworten auf die Sinnfrage, wie sie etwa im kollektiven Bewährungsmythos der Leistungsethik gegeben sind, ihre Tragfähigkeit verlieren und damit die ‚Arbeitsgesellschaft‘ auch in ihrem Kern erschüttert wird. Daran schließt sich die forschungsleitende Frage an, ob neue Mythen und Formen der Sinnstiftung an deren Stelle treten und worin dieses

Neue bestehen könnte. Anzunehmen ist angesichts der (nachgeholten) Modernisierung der Frauenleben eine Angleichung der Lebensentwürfe und der Lebensführung von Männern und Frauen. Insofern stellt sich die Frage, ob sich die Antworten von Männern und Frauen auf die Sinnfrage überhaupt (noch) unterscheiden. In diesem Fokus lassen sich Konfliktlagen annehmen, die aus Veränderungen im Verhältnis der Geschlechter hervorgehen, wenn vormals mehr oder weniger korrespondierende Arrangements der geschlechterdifferenzierten Formen der Sinnstiftung auf die Probe gestellt werden. Damit sind unmittelbar Fragen der gesellschaftlichen Kohärenz aufgeworfen, indem veränderte Aufgabenteilungen nicht zwangsläufig dazu führen, dass gesellschaftliche Reproduktionserfordernisse eingelöst werden. Nur in Passung zur je gegebenen kulturellen Ordnung und dem Selbstverständnis der Gemeinschaft kann dies geschehen. Insofern besteht eine enge Verknüpfung zwischen den Ausformungen des Geschlechterverhältnisses, der Anerkennungsordnung und dem spezifischen Verständnis von Integration.

Das Sinthema hat seit Jahren Konjunktur in öffentlichen Debatten. Die Ergebnisse meiner Studie legen den Schluss nahe, dass dies nicht nur so bleiben wird, sondern dass es zunehmend zu einem zentralen Fokus der Auseinandersetzungen sowohl auf der Ebene der Gesellschaft als auch für den Einzelnen in seiner Lebensgestaltung werden wird. Der Einzelne kann sich nur im Handeln, das auf die Sozialität bezogen ist, als Teil eines übergeordneten Ganzen erfahren sowie auch sein individuelles Tun und Unterlassen als sinnvoll erleben. Daher stehen die Fragen der Anerkennung und der Integration des Einzelnen in die Gesellschaft in direktem Zusammenhang.

Der Hintergrund für die Aktualität und Brisanz der Thematik besteht allgemein in den Folgen des fortschreitenden Rationalisierungsprozesses, den Weber schon Anfang des 20. Jahrhunderts als die Herausforderung des „Kulturmenschen“ bezeichnete. Dieser müsse über die sinnstiftenden Inhalte seines Lebens und über den Sinn des Weltgeschehens selbst befinden (Weber 1956: 193). Er betrachtete das Schwinden gemeinsamer Lebenserfahrungen und Prägungen durch die Schwächung sozial-moralischer Milieus als Ausgangspunkt von Differenzierungen in den Wertebezügen des Einzelnen (Weber 1980). Entfallen aber Kollektiverfahrungen aus einer geteilten Lebenslage, werde auch die Wertbindung prekär. Andere Autoren sehen in den Entwicklungen insbesondere der letzten 30 Jahre eine neue Qualität der Freisetzung und des Orientierungsverlustes. So spricht etwa Giddens (1991) von Entwurzelung und Entbettung, die forciert werden durch zunehmende weltweite ökonomische Verflechtungen und transnationalisierte Lebensweisen.

Woher also bezieht der Einzelne den Grund für sein Handeln? Gibt es Orientierungen, verbindliche Werte und Deutungsmuster, an denen er sich ausrichtet, auf die er sich beziehen kann? Wo nicht mehr der strenge Gottvater, auch nicht mehr der leibhaftige Vater in uneingeschränkter Autorität drohen, wer bietet Kriterien für eine gelungene Lebensführung an? Worin bestehen sie? Von wem werden sie geteilt? Woher beziehen sie ihre Gültigkeit und Verbindlichkeit? Oder ist gerade Unverbindlichkeit ein Merkmal moderner Gesellschaften, wie von manchen konstatiert wird? Haben wir es mit einem allgemeinen Verlust gemeinschaftlicher Normen zu tun, vor dem allein partikuläre Gesinnungsgemeinschaften oder spezifische Zweckgemeinschaften schützen?

Obleich ein altes Thema, ist die Rede vom Sinn ein modernes Phänomen. Die Sinnfrage stellt sich jenseits exklusiver philosophischer Zirkel als verallgemeinerte Frage an alle erst, wenn Entscheidungsmöglichkeiten nicht schon durch traditionale Vorgaben weitgehend geschlossen sind. Das Nachlassen der Handlungsvorgaben, wie sie insbesondere durch religiöse Wertbindungen gestiftet waren, ist ebenso einflussreich auf die Lebensführung wie die Lebens- und Arbeitsbedingungen, die in einer Gesellschaft vorherrschen. Das 20. Jahrhundert hat in dieser Hinsicht in den westlichen Gesellschaften enorme Umwälzungen hervor gebracht: Mehr Zeit steht dem Einzelnen zur Verfügung, die nicht durch berufliche und haushaltsbezogene Aufgaben festgelegt ist. Die körperliche Verausgabung ist in der Mehrheit der Tätigkeiten geringer geworden. Der materielle Lebensstandard ist gewachsen, bis in die 1980er Jahre hinein gilt das in Westdeutschland auch für die Reallöhne. Das Bildungsniveau ist gestiegen ebenso wie die Zeiträume, in denen sich der Lebensentwurf zweckfrei entfalten kann, bevor Verantwortung in Beruf, Familie und für das Gemeinwesen übernommen wird. Das Leben des Subjekts in der entwickelten modernen Gesellschaft ist in dieser Perspektive durch einen Zugewinn an Freiheit geprägt. Damit ist der Radius beschrieben, innerhalb dessen das Subjekt – im Wortsinn der Unterwerfung³ – sich selbst unterworfen ist und die Regie seines Lebens führt. Im fortschreitenden Rationalisierungsprozess kommt das Subjekt zu sich selbst. Und das gilt – so die hier verfolgte These – gleichermaßen für Männer und Frauen. Nun erst stellt sich beiden Geschlechtergruppen die Frage nach dem Sinn des Lebens. Denn sie erwächst aus der Freiheit der Entscheidung, die zwar strukturell immer vorhanden, aber lebenspraktisch in dem Maße vorentschieden ist, in dem die Not der Existenzsicherung und die normativen Vorgaben der Lebensführung kaum Spielräume zur Lebensgestaltung lassen.

3 Lat.: das Zugrundeliegende; der Unterworfenene (Pfeifer 1993).

Doch dies ist nur die eine Seite der Medaille, die im Individualisierungsdiskurs als die „Freisetzungsdimension“ (Beck 1986: 206) des Rationalisierungsprozesses bezeichnet wird. Der Freiheitsgewinn ist mit Verlusten verbunden, die unter der „Entzauberungsdimension“ gefasst werden: Es handelt sich um Verluste an Sicherheit, Orientierung und Zusammengehörigkeit. Mit dem Begriff der „Individualisierung“ (ebd.) hat Beck auf die Ambivalenz dieses Prozesses hingewiesen: Mit den gestiegenen Freiheiten zur eigenen Entscheidung gehen auch neue Anstrengungen einher. Der Einzelne kann sich nicht nur freier entscheiden, sondern er muss es auch. Diese dialektische Einheit von „Wahlmöglichkeit und Wahlzwang“ (ebd.: 190) wird noch dadurch gesteigert, dass die Begründung der eigenen Handlungsentscheidungen individuell erfolgen muss, da immer weniger Vorgaben zur Entscheidungsentlastung zur Verfügung stehen. Es ist nicht nur eine Freiheit von etwas, sondern auch zu etwas. Denn der Wegfall vormaliger Gewissheiten – wie etwa der, dass der Sohn des Schusters Schuster wird oder dass die Tochter aus katholischem Hause kirchlich heiraten wird – ersetzt noch nicht die Antwort. Der Wegfall muss positiviert und im Handeln erfüllt werden.

Neben die größeren Entscheidungsfreiheiten treten also auch die Anforderungen, sie zu nutzen und bei der Begründung mehr und mehr auf sich selbst gestellt zu sein. Zwischen gewonnener Freiheit und zugemuteter Verantwortung entsteht eine Spannung, die den Einzelnen überlasten kann (Gärtner 2000: 13). Ein zentrales Ergebnis meiner Studie ist, dass nicht zuletzt aufgrund dieses Umstands – der gestiegenen Verantwortung für die eigenen Lebensentscheidungen – der Habitus des Einzelnen immer bedeutsamer wird für die Fähigkeit, dieser Verantwortung im Sinne einer modernen, sinnerfüllten Lebensweise gerecht zu werden.

Die soziologischen Interpretationen dieses ambivalenten Prozesses unterscheiden sich in der Einschätzung der Belastungen, die mit der Freisetzung und Entzauberung einhergehen. In der optimistischen Variante wird der Freiheitsgewinn im Sinne größerer Handlungsspielräume für eine autonome Lebensführung betont (z.B. Brose/Hildenbrand 1988; Geissler/Oechsle 1996). Dabei wird auch tendenziell eine schwächer werdende Wirkung von sozialen Ungleichheitsstrukturen erwartet wie etwa Geschlecht, soziale Lage oder Ethnizität. Jenseits dieser Strukturgeber werden erweiterte biografische Gestaltungschancen gesehen. In der pessimistischen Lesart stehen Belastungsmomente im Vordergrund. In der Freisetzung wird vor allem die Gefahr der Überforderung ausgemacht sei es in Bezug auf die Gestaltungskompetenz der eigenen Biografie oder beim Schutz vor Vereinnahmungen durch stärker als je zuvor in die Lebensführung eindringende Vermarktlichungstendenzen, wie sie pointiert in der Figur des „Arbeitskraftunternehmers“ (Voß/Pongratz

1998) oder des „unternehmerischen Selbst“ (Bröckling 2007) gefasst sind. Ferner wird auf die Beharrlichkeit sozialer Differenzierung im Sinne ungleich verteilter Chancen auf Selbstbestimmung hingewiesen, die nun aber – demütigender als zuvor – der Einzelne sich selber zurechnen müsse. Das Ringen um autonome Lebensführung sei schließlich nur ein Ausdruck einer „biografischen Illusion“ (Bourdieu 1990), bis letztlich auch das Subjekt nur noch als Illusion erscheint (Beck u.a. 2001: 43).

Das forcierte Aufkommen der Frage nach dem Lebenssinn ist damit zugleich Ausdruck einer Krise. Es ist nicht nur eine Krise der kulturellen Gewissheiten für die Handlungsorientierung, also eine Sinnkrise im Allgemeinen. Sondern sie findet ihren Niederschlag in den gesellschaftlichen Bereichen, die zentrale Quellen des Lebenssinns darstellen: Beruf, Familie und Gemeinwohl. Alle drei Bereiche sind durch eine hohe Dynamik und einen Struktur- und Bedeutungswandel gekennzeichnet. Diese konkreten, krisenhaften Transformationsprozesse sind es, die die öffentliche Diskussion dominieren, ohne dass deren kulturelle Wurzel sichtbar und thematisiert wird. Insofern muten die Lösungsversuche in den Bereichen der Arbeitsmarkt-, Sozial- und Familienpolitik hilflos an. Allen voran wird seit den 1980er Jahren eine ‚Krise der Arbeitsgesellschaft‘ insbesondere als Krise des Arbeitsmarktes gedeutet. Nicht zufällig entstanden in jener Zeit die soziologischen Auseinandersetzungen über die Art der Krise und ihre Lösungsmöglichkeiten (vgl. exemplarisch Matthes 1983). Denn das Problem der zunehmenden Massenarbeitslosigkeit bezieht sich nicht allein auf die Frage der Einkommenssicherung und -verteilung, sondern enthält im Kern ein kulturelles Problem: Angesichts der vorherrschenden Sinnstiftung durch den Beruf muss ein befürchtetes ‚Ende der Arbeit‘ als drohender Verlust der bedeutendsten Sinnquelle erscheinen (Eder 2000; Oevermann 2001a).

Die Leistungsethik ist in einer vornehmlich als ‚Arbeitsgesellschaft‘ gedachten Vergemeinschaftung eine Kohärenz verbürgende Kraft. Ihre Tragfähigkeit ist unter Bedingungen von Massenarbeitslosigkeit aber zum einen quantitativ gefährdet. Denn bei steigender Arbeitslosigkeit ist für eine größer werdende Zahl von Bürgern der Zugang zu leistungsethischem Tätigkeitserfolg verschlossen. Das gilt zumindest insofern er nur auf Erwerbsarbeit bezogen definiert wird. Zum anderen erodiert die Leistungsethik auch qualitativ, wenn Erwerbsarbeit als knappes Gut nach Gerechtigkeitskriterien (um- oder gleich-)verteilt wird, wie es den Forderungen aus dem Umfeld der Gewerkschaften, der Sozialdemokratie (vgl. auch Kocka/Offe 2000) oder Teilen der feministischen Diskussion entspricht (Fraser 1994; Notz 2005). Denn nach Oevermann (2001a: 26) lässt sich eine leistungsethisch motivierte Belohnung von

Arbeitsleistung nicht aufrechterhalten, wenn die Zuteilung von Arbeit selbst schon Belohnung ist.

Solche Diskussionen um eine ‚Krise der Kultur‘ und eine mögliche Erosion der Leistungsethik als zentralem sinnstiftenden Mythos haben ihre Vorläufer in den 1950er Jahren. Damals wurde auf kulturelle und sozialstrukturelle Wandlungsprozesse aufmerksam gemacht, die als folgenreich für die ethische Legitimationsbasis des kapitalistischen Arbeits- und Entlohnungssystems angesehen wurden. So weisen etwa die Studien von Riesman u.a. (1958) und Bell (1976) darauf hin, dass sich bereits seit den 1920er und forciert seit den 1940er Jahren Entwicklungen in den USA abzeichnen, die einen „Verfall der protestantischen Ethik und des puritanischen Charakters“ anzeigen (Bell 1991: 72). Vor dem Hintergrund eines stetigen Wirtschaftswachstums, das materielle Sicherheit garantiert, entstehe eine Wertverschiebung, die der Existenzsicherung weniger Gewicht beimesse. Doch sieht es für Bell zunächst noch so aus, als fehle „jedwede fundierte neue Ethik“ (ebd.), die an deren Stelle treten könnte. Der internationale Stand der Forschung über einen Wandel der Werte (vgl. Inglehart 1995, 1998), der Arbeitseinstellungen (vgl. z.B. Cannon 1994; Lebaube 1994; Yankelovich 1990) sowie der Formen der Lebensführung (vgl. Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ 1995; Kudera/Voß 2000; Vetter 1991) deutet inzwischen darauf hin, dass ein „Wechsel der Denkweisen“ (Gorz 2000: 85) bereits stattgefunden hat, nicht aber ein dazu passender Wandel des Politischen auf der Ebene der gesellschaftlichen Institutionen. Immer mehr, so der Tenor dieser Studien, stehe bei den vor allem befragten jungen Erwachsenen der Aspekt der Selbstverwirklichung und der Lebensqualität, die positiv korreliert mit Gesundheit, Freundschaften und sozial nützlicher Aktivität, im Vordergrund ihrer Bedürfnisse und Orientierungen. Riesman u.a. sahen bereits Anfang der 1950er Jahre im Wechsel vom „innen-geleiteten Charakter“ zum „außen-geleiteten Charakter“ sich eine neuartige Lebensweise formieren, in der Berufserfüllung und Lebenserfüllung nicht mehr ineinander greifen, sondern in der sich die „Lebenserfüllung im Umgang mit anderen Menschen“ (Riesman u.a. 1958: 137) vollzieht. Sie vermuteten, dass die Arbeit, der Menschen aus Gründen ihrer Begabung und ihrem Wunsch nach schöpferischem und emotionalem Einsatz nachgehen, für die Mehrzahl nicht mehr mit den Tätigkeiten identisch ist, aus denen sie ein Einkommen beziehen (ebd.: 288).

Gerade aber Formulierungen wie, es wachse der Wunsch, „fremdbestimmte Arbeit durch selbstbestimmte Aktivitäten auszugleichen“ oder „Herr seiner Zeit, seines Lebens, der Wahl und Verwirklichung seiner Ziele zu sein“ (Gorz 2000: 89), verweisen auf ein Forschungsdesiderat: Was genau verbirgt sich hinter der beanspruchten Selbstbestimmung und

Selbstverwirklichung? Sind diese Ansprüche auf die Sphäre außerhalb der Erwerbsarbeit bezogen oder ist hier die konsequente Entfaltung einer Leistungsethik gemeint, die gerade in der sach- und problembezogenen Hingabe die Autonomiepotentiale zur Selbstverwirklichung sucht?

Wenn also die Erfahrung von Lebenssinn durch Erwerbsarbeit nicht mehr für alle und zunehmend für weniger Menschen möglich ist, was geschieht dann mit dem sozialen Zusammenhalt, der Integration und der Sinnstiftung allgemein? In welchem Verhältnis zur Erwerbsarbeit stehen die übrigen Bereiche wie Familie und Gemeinwohlbeiträge? In welcher Weise lagern hier sinnstiftende Potenziale? Wie sind sie in die Anerkennungsordnung einbezogen?

Die krisenhaften Phänomene, die den Anstoß für die Debatten über den sozialen Zusammenhalt und kulturelle Krisenlagen liefern, betreffen nicht nur den Arbeitsmarkt, sondern auch die politische und soziale Ordnung. Seit einigen Jahren gehören die demografische Entwicklung, insbesondere das Phänomen steigender Kinderlosigkeit zu den Dauerbrennern der Berichterstattung und der Reflexion in den Feuilletons. Auch hier geht es nur vordergründig um ökonomische und sozialpolitische Problemlagen. Nicht die wachsende Belastung des Sozialbudgets durch hohe Arbeitslosenquoten und die steigende Anzahl von Rentnern im Verhältnis zu beitrags- und steuerzahlenden Erwerbstätigen markieren die Krise. Sondern die heftigen Auseinandersetzungen zum Zustand der Familie, der Kindererziehung und Kinderbetreuung, sowie der Entwicklung der Geburtenraten beziehen ihre Emotionalität und Verve darauf, dass auch hier grundlegende Lebensentscheidungen und vor allem deren allgemeine kulturelle Anerkennung verhandelt werden. Nicht zuletzt sind damit Fragen geschlechtsspezifischer Lebensentwürfe angesprochen, die nur oberflächlich als Vereinbarkeitsproblem in dieser Debatte erfasst werden. Sie tangieren die Wertschätzung der Lebensführung und damit letztlich die Chance des Einzelnen auf Bewährung seines Lebens. Vor dem Hintergrund einer Dominanz beruflicher Sinnstiftung und schwindender traditionaler Ausdeutungen der Geschlechtlichkeit müssen auch familiäre Tätigkeiten und Aufgabenverteilungen nach eigenen Entscheidungen gestaltet werden. Geschlechtsspezifische Lebensentwürfe werden damit begründungsbedürftig und verlieren ihre selbstverständliche Legitimation. Auch diese Entscheidungen stehen im Spannungsfeld von Freiheit und Verantwortung und lassen enorme Belastungen und Konfliktpotentiale erwarten.

Tatsächlich sind besorgniserregende Phänomene zu beobachten. Ein hohes Gewaltpotential von Eltern und Heranwachsenden zeugt davon, dass Eltern ihre Erziehungsaufgaben nicht immer verantwortungsvoll wahrnehmen. Familien bilden nicht mehr das stabile Fundament wie es

zu Beginn der Republik – dem „goldenen Zeitalter der Familie“ (Bertram 1997) in der Nachkriegszeit – aussah. Doch welche Art von Krise liegt hier vor? Bertram wird nicht müde anzumahnen, dass der Vergleichsmaßstab für den heutigen Zustand der Familie wohl gewählt sein muss, denn im längeren historischen Vergleich stellt sich das deutsche Familiensystem der 1950er Jahre eher als Ausnahme, denn als Regel dar. Warnungen vor einem ‚Zerfall der Familie‘ relativieren sich dann. Die Familie als Lebensform ist kein Auslaufmodell. Sondern das, was als Pluralisierung oder „Vervielfältigung von Lebensformen“ (Seidenspinner u.a. 1996) bezeichnet wird, lässt sich vielmehr als Ausdruck einer gewonnenen Zeit für das Durchlaufen verschiedener Lebensformen interpretieren. Durch die verlängerte Adoleszenz für Männer und seit einiger Jahrzehnten auch für Frauen ergibt sich eine Chance, die zunehmend auch ergriffen wird: Junge Erwachsene verlassen nach Ende ihrer Ausbildung das Elternhaus, vielleicht ziehen sie in eine Wohngemeinschaft und leben danach mit ihrem Partner ‚apart together‘ oder sind für eine Weile Single. Oder sie leben mit ihrem Partner zunächst ohne, später mit Trauschein zusammen. Letztlich münden die meisten Lebenswege in eine Partnerschaft, die auf die Gründung einer Familie ausgerichtet ist.⁴

Die Verbreitung der meist Patchworkfamilie genannten oder mit anderen schillernden Begriffen belegten Nachfolgefamilie macht hingegen auf ein anderes Phänomen aufmerksam: Es ist Ausdruck einer gestiegenen Freiheit in der Gestaltung des eigenen Lebens, auch der Partnerschaften und Intimbeziehungen, die zur Auflösung bestehender Familien und zu Neugründungen führt. Pointiert formuliert: Im fortschreitenden Prozess der Freisetzung des Subjekts aus Handlungszwängen kommen Partnerschaft und Familie zu sich selbst. Gerade der Anstieg von Scheidungen und Wiederverheiratungen oder einem Zusammenleben ohne Trauschein kann Ausdruck für ein Streben nach lebendigen Paarbeziehungen sein, indem eine gescheiterte Partnerschaft aufgegeben wird. Der Geburtenrückgang wird in diesem Zusammenhang systematisch überschätzt durch die Art der Datenerhebung, indem zum einen nur eheliche und Erstfamilien in die Statistik einbezogen werden (Dorbritz 2003) und zum anderen die in quantitativen Studien berücksichtigten Jahrgänge zu jung sind, wenn man bedenkt, dass das Alter bei der Geburt des ersten Kindes unter Akademikern auf bis zu 40 Jahren gestiegen ist.

4 Im Abschlussbericht des genannten Projektes (Keddi u.a. 1999) argumentieren die Autorinnen differenzierter und vorsichtiger. Nicht nur geben sie die These einer Pluralisierung der Lebensformen auf, auch der zentrale Stellenwert, den Partnerschaft und Familie für beinahe das gesamte Sample besitzen, wird deutlich herausgestellt.

Auch die Gewalt- und Verwahrlosungssymptome sind in dieser Richtung zu interpretieren. Sie sind weniger das Resultat von Interesselosigkeit und Unvermögen der Eltern und jungen Erwachsenen, von einer hedonistischen Verweigerung von Verantwortung oder einer egoistischen Karriereorientierung, wie in diesem Zusammenhang oft zu hören ist. Sondern diese Phänomene zeugen von einem Überforderungssyndrom. Die Überforderung wäre dabei als direkte Folge der Berufstätigkeit von Müttern, wie es Schelsky (1967) einst vermutete, missverstanden. Stattdessen ist sie Ausdruck der erwähnten Spannung zwischen Freiheit und Verantwortung. Insbesondere im Bereich der Kindererziehung lässt sich diese potenzielle Überforderung leicht als Nährboden vorstellen für extreme, auch sozial monströse Verhaltensweisen.

Doch welchen Stellenwert nimmt die Familie im Lebenszusammenhang von Männern und Frauen ein? Inwieweit unterliegt er Veränderungen insbesondere im Verhältnis zum Beruf? Sind hier Geschlechterdifferenzen aufzufinden oder haben sie sich inzwischen aufgelöst oder doch aufgeweicht? Worauf gründet sich väterliche und mütterliche Sinnstiftung und welche Formen nimmt sie gegenwärtig an? Diese Fragen stehen oftmals im Hintergrund einer Vielzahl empirischer Studien aus dem Forschungskontext der Biografieforschung ebenso wie der Frauen-, Familien- und der relativ jungen Väterforschung. Die ihnen unterliegenden sinnstiftenden Potenziale werden aber meist nicht analysiert. Dagegen wendet sich die hier vorgelegte Untersuchung möglichen geschlechtsbezogenen Differenzen im Hinblick auf die Sinnbezüge familialer Tätigkeiten zu. Sie verspricht, das so genannte Vereinbarkeitsproblem grundlegender zu verstehen und seine Konsequenzen für das Geschlechterverhältnis und gesellschaftliche Verwerfungen zu zeigen.

Schließlich umfasst die Krisendebatte auch die Gemeinwohlbeiträge wie zahlreiche in Auftrag gegebene Untersuchungen zur ehrenamtlichen Tätigkeit ebenso zeigen wie die öffentlich diskutierte Sorge über eine Politikmüdigkeit oder einen schwindenden Gemeinwohlbezug der Bürger. Kann vor dem Hintergrund der Überforderungsdiagnose einerseits und einer drohenden Entwurzelung andererseits überhaupt eine Gemeinwohlbindung erwartet werden? Worin könnte sie fundiert sein? In welchen Formen könnte sie auftreten? Ist unter einem allgemein befürchteten Sinnverlust zum Beispiel bürgerschaftliches Engagement bedroht als eine spezielle Ausdrucksform sozialer Kooperation? Führt eine Schwächung normativer Kohäsion zu Formen von Entsolidarisierung? Neuere Studien geben Entwarnung hinsichtlich der allgemeinen Sorge vor einem Verlust an Bindungskraft und der Bereitschaft zu einem Engagement, das den Einzelnen übersteigt (Franzmann/Pawlytta 2008). Statt auf einen Zerfall oder ein Nachlassen bürgerschaftlicher Tätigkei-

ten weisen zahlreiche Untersuchungen auf einen Strukturwandel des Ehrenamtes hin (Behr u.a. 2000; Enquete-Kommission 2002; Klages/Gensicke 1999; Picot 2001; Rosenblatt 2000; Schüll 2004). Die Fragen aber, welchen Stellenwert gemeinwohlbezogene Beiträge im Komplex der sinnstiftenden Bereiche einnehmen, in welchen Formen und auf der Folie welcher Deutungsmuster einer Gemeinwohlbindung dies geschieht, beschreiben eine Forschungslücke.

Im Komplex der einzelnen krisenhaften und sinnstiftenden Lebens- und Gesellschaftsbereiche sowie auf der Ebene der allgemeinen Sinnkonstitution sind nun eine Reihe von Fragen aufgeworfen, die Gegenstand der folgenden Kapitel sind. Anerkennung und vorherrschende Werte stehen in einem direkten Zusammenhang. Jede Gemeinschaft bildet Werte aus, in denen solche Handlungen und Beiträge zum Gemeinwesen als anerkannt markiert werden, die für ihren Erhalt wichtig sind. In ihnen, v.a. in der codifizierten Form der Werte in Gesetzen und institutionalisierten Verfahrensweisen – wie etwa die Berechnungsgrundlagen von Renten und anderen Sozialtransfers – konkretisiert sich, in welcher Weise Integration ausgedeutet wird: als Werk­tätiger oder als Bürger? Welche Gestalt hat nun die gegenwärtige Anerkennungsordnung? Was gilt in welcher Form als wertgeschätzter Beitrag? Was ist der Bezugspunkt von Integration und Ausschluss? In welchem Verhältnis steht dabei gegenwärtig die Fürsorge für Kinder, die Formen, in denen elterliche Aufgaben wahrgenommen werden, zu beruflichen Leistungen? Wie steht dazu bürgerschaftliches Engagement? Gibt es andere, anerkannte Tätigkeitsfelder, die sinnstiftend sind für den Einzelnen? Woher beziehen sie ihren sinnstiftenden Gehalt? Was ist der Maßstab für die Wertschätzung der Beiträge in den einzelnen Bereichen? Und gilt dies für Männer und Frauen in unterschiedlicher Weise?

Ziele der Studie

Diese Fragen sind aktuell und gesellschaftlich brisant, werden aber in den öffentlich ausgetragenen Diskussionen meist nur implizit mitgeführt. Mit ihrer Bearbeitung ist das Anliegen verbunden, ein besseres Verständnis der zugrunde liegenden Krisenkonstellation zu ermöglichen und neue Einsichten zur Bewältigung der Krisenlagen hervor zu bringen. Die erwähnten Phänomene, insbesondere die ‚Krise der Arbeit‘ bilden den Ausgangspunkt für die Untersuchung der These einer Krise der Kultur bzw. Krise der Sinnstiftung des modernen Subjekts (Oevermann 2001a). Damit werden die Entwicklungen im Feld der Erwerbsarbeit, der Familie und des Gemeinwohlbezugs in einen inhaltlichen Zusammenhang zur Frage der Sinnstiftung gestellt. Erstmals werden sie auf diesem Wege sowohl in ihrer Bedeutung für die Lebensführung des Ein-

zelen in seiner Geschlechtlichkeit analysiert als auch in ihrer gesellschaftlichen Relevanz für eine kohärente Lösung von Reproduktionserfordernissen der Vergemeinschaftung. Die gegenseitige Abhängigkeit der gesellschaftlichen Bereiche steht damit im Zentrum und eröffnet einen Blick auf Transformationen ehemals geschlechterdifferenter Aufgabenübernahme und Antworten auf die Sinnfrage in ihren gesellschaftlichen (krisenhaften) Konsequenzen. Im Ergebnis der Analyse wird auch das so genannte Vereinbarkeitsproblem neu gefasst, ebenso wie das Verhältnis von Anerkennung(sordnung) und Integration präziser in seiner Krisenanfälligkeit bestimmt wird.

So wird ein Forschungsdesiderat bearbeitet, das Wagner (2004: 287) im Resümee ihrer Studie über gegenwärtige Anerkennungsverhältnisse als offene, empirisch zu untersuchende Frage kennzeichnet: In welcher Weise positionieren sich Männer und Frauen innerhalb gegebener und subjektiv bewerteter Anerkennungsordnungen und wie aktualisieren sie je konkret die Anerkennungsverhältnisse? Damit sind Ziele dieser Untersuchung im Gegenstandsbereich zeitdiagnostischer Klärungen zur gegenwärtigen Gestalt der Anerkennungsordnung und der Integration sowie Formen der Sinnstiftung in der Geschlechterperspektive formuliert.

Darüber hinaus verfolgt diese Arbeit grundlagentheoretische Anliegen. Indem die Handlungsspielräume und der Grad der Offenheit von Handlungsentscheidungen des Einzelnen beleuchtet werden sowie die den Entscheidungen zugrunde liegenden Begründungen, geraten auch Bedingungen zur Autonomieentwicklung in den Blick sowie die Möglichkeiten, Autonomiepotenziale jenseits von Geschlechtergrenzen zu entfalten. Das Verhältnis von Emergenz, Beharrlichkeit und Transformation von Sinnbezügen, Deutungsmustern und Handlungsroutrinen ist damit thematisch und umfasst auch die Gestaltungsoptionen in den Ausdrucksformen der Geschlechtlichkeit. Mit diesem Zugang wird eine subjekttheoretische Wendung der Geschlechterdifferenzforschung angestrebt, die den Forderungen der Biografie- und Geschlechterforschung sowie sozialisationstheoretischer Ansätze gerecht werden kann, mit einer prozessoralen Analyse der Frage nach dem Werden und Sein von Geschlecht nahe zu kommen, ohne dabei in die Falle ontologisierender Verkürzungen zu geraten. Denn die Blickrichtung auf eine Geschlechterrelevanz für die Lebensführung über die thematische Klammer der Sinnstiftung in den verschiedenen Lebens- und Gesellschaftsbereichen lässt zunächst offen, ob sich Geschlechterdifferenzen zeigen, inwiefern sie Relevanz besitzen bzw. erhalten und auf welchem Wege dies geschieht. Die Ausgangsüberlegung zum Verhältnis von Geschlecht und Lebenssinn ist zunächst: Indem sich jeder und jedem die Frage nach dem Sinn ihres und seines Lebens stellt und sie bzw. er dazu Stellung

beziehen muss, formt sich entlang der je konkreten Positionierung die Geschlechtlichkeit aus. Es sind der Prozess und die Gestalt der Positionierung, anhand derer sich Differenzen erschließen lassen über folgenden methodologischen Dreiklang: Die These einer möglichen Geschlechterdifferenz in den Antworten auf die Frage nach dem Lebenssinn wird über die extensive Ausdeutung vorhandener Sinnbezüge in den biografischen Entscheidungen geprüft. Gegenstand von Strukturgeneralisierungen sind dann Formen möglicher Geschlechterdifferenzen, ihre Bildungsgeschichte und schließlich ihre Relevanz für die Lebensführung, für Möglichkeiten der Autonomieentfaltung und der Selbstverwirklichung. Über diesen Weg, so ist zu hoffen, lässt sich das aus Sorge vor Reifizierungen von Stereotypen weitgehend stillgelegte Thema geschlechtsspezifischer Sozialisation wieder aufnehmen und Erkenntnis gewinnen über die Genese von geschlechtlicher Differenzierung. Die Geschlechterperspektive lässt hier einen Erkenntnisgewinn auch für subjekttheoretische Überlegungen erwarten, indem das geschlechtliche Subjektwerden auf der Ebene der Bildungsprozesse entlang der Herausforderung einer Stellungnahme zu den sinnstiftenden Lebensbereichen verankert wird.

Die im Titel dieser Arbeit geführten Großkategorien – Anerkennung, Integration und Geschlecht – ebenso wie die Rede vom Subjekt, von Autonomie(potenzialen) und Authentizität werden im Gang der Untersuchung ihre Berechtigung und Erklärungskraft erst noch erweisen müssen. Im Zuge poststrukturalistischer Delegitimierung solcher Begriffsschemata klingen sie zunächst verdächtig nach unzulässiger Verallgemeinerung und Essentialisierung. Doch wird sich zeigen, dass sich die Erkenntnisprobleme des geschlechtlichen Werdens des modernen Subjekts nicht lösen lassen, wenn diese Fragen nicht mehr gestellt werden.

Anlage und Aufbau der Untersuchung

Der hier eingerichtete Fokus der Studie auf die Verschränkung von Subjekt und Kultur wird anhand einer empirisch begründeten Theoriebildung mittels biografischer Interviews bearbeitet. Das stetige Wechselspiel zwischen theoriegeleiteten Vorüberlegungen und empirischer Analyse, von empirisch geleiteter Strukturgeneralisierung zurück zu theoretischen Schlussfolgerungen, wie es den Forschungsprozess charakterisiert, wird in dieser Untersuchung in folgenden Schritten in eine argumentative Ordnung gebracht:

Zunächst wird erläutert, warum sich dem Subjekt die Sinnfrage überhaupt stellt. Ein soziologisches Strukturmodell der Bewährungsdynamik (Oevermann 1995a) stellt den Zusammenhang zwischen der Lebenspraxis und der Sinnstiftung her. Von dieser als universell angesehe-

nen Struktur rückt die Argumentation weiter vor zu den historisch und kulturspezifischen Ausdrucksformen der Bewährungsdynamik, wie sie sich in modernen Gesellschaften zeigen. Dabei wird insbesondere untersucht, worin sich die Bewährung konstituiert, welcher Stellenwert Familie, Beruf und Gemeinwohlbeiträgen zukommt und ob sich auf dieser allgemeinen Betrachtungsebene Geschlechterdifferenzen in der Antwort auf die Sinnfrage zeigen. Schließlich werden daraus Thesen und Fragen entwickelt, die sich für die materiale Analyse der Interviews stellen. Methodisches Vorgehen und Zusammenstellung des Samples werden in dem Zusammenhang beschrieben. (Kapitel II)

Das Untersuchungskonzept dieser Studie basiert im Wesentlichen auf der Rekonstruktion von Habitusformen und Deutungsmustern, die im Zusammenhang zur Erwerbsarbeit und der Lebensführung stehen. Diese werden in den Kapiteln III und IV in sechs Fallrekonstruktionen von Männern und Frauen dargestellt im Hinblick auf die gegenwärtig auffindbaren Formen der Sinnstiftung. Im Mittelpunkt der Interviewanalysen stehen die in den 1960er Jahren Geborenen. Sie haben zum Zeitpunkt der Interviews (2003-2006) zentrale biografische Entscheidungen bereits treffen müssen wie die Berufswahl oder die Gründung einer Familie. In ihren Lebensentscheidungen und Deutungsmustern über diese Entscheidungen gibt die Besonderheit des Falles Aufschluss über die allgemein wirksamen Herausforderungen der Lebensführung und möglichen, kollektiv anerkannten Antworten auf die Sinnfrage.

Schließlich werden die Ergebnisse unter folgenden Themen zusammengeführt: Von Interesse sind die aktuellen Formen der Sinnstiftung, wie sie sich in den Deutungs- und Handlungsmustern der Interviewten zeigen. Der Stellenwert der beruflichen Arbeit in den aufgefundenen Ausformungen der Leistungsethik wird im Verhältnis zu anderen Lebensbereichen beleuchtet. Fokussiert wird dabei die Bedeutung der Geschlechtlichkeit der Praxis für die Antwort auf die Sinnfrage. Überlegungen zu einer geschlechtssensiblen Subjekttheorie werden aus der Analyse geschlechtsdifferenzierender Konstitutionsprozesse des Subjekts herausgefiltert. Die gegenwärtige Gestalt der Anerkennungsordnung wird daraufhin beschrieben, wie gesellschaftliche Integration gedeutet und erlebt und gesellschaftliche Kohärenz hergestellt wird. Dabei interessiert insbesondere, mit welchen biografischen Konflikten dies verbunden ist und welche Quellen der Inkohärenz die Krisendiagnose offen legt. Vor diesem Hintergrund wird das so genannte Vereinbarkeitsproblem re-interpretiert, dem derzeit bei der Diskussion um Beruf und Kindererziehung, ebenso wie in der Reform der Sozial- und Arbeitsmarktgesetzgebung große Aufmerksamkeit zukommt. (Kapitel V)